

Friedrich Naumann
Sonnenfahrten

6.—8. Tausend



Berlin 1914
Druck und Verlag von Georg Reimer

Alle Rechte, insbesondere das der Über-
setzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	
Sonnensfahrten	5
Zur neuen Ausgabe	6
In der Bretagne 1907	
Von Jersey nach St. Malo	9
Auf dem Berge St. Michel	13
Um Strände der Bretagne	16
französische Gotik	22
Südfrankreich 1910	
Avignon	28
Arles	36
Nordafrika 1902	
Die Araber in Algier	46
Nordafrikanische Kämpfe	53
Auf dem Schiff	60
Constantine	69
Nochmals Constantine	75
In der Wüste	82
Die alte Römerstadt	88
Tunis	95
Karthago	101
Italien	
Venedig, 1905	108
Italienische Frühlingssfahrt, 1906	123
Uffizi, die Burg des Antikapitalismus, 1906	143
Beim heiligen Franziskus, 1906	150

Aus Ungarn 1904

Im großen Walde	160
Auf der Donau	166
Ein Sonntag in Budapest	172
Eine teure Stadt	176
Ungarische Politik	180
Gran und Plattensee	185
In der Tatra	189

London 1912

Der erste Eindruck	194
Die Stadt der Masse	202
Der Mittelpunkt der Menschheit	208
Auf dem Zeppelin Schiff 1909	214

Sonnenfahrten.

Immer, wenn die Winterarbeit vorbei war, oder wenn sonst der Kopf genug getan hatte, bin ich irgendwohin in die weite Welt gefahren, um draußen unter anderer Sonne wieder frisch und froh zu werden. Oft habe ich dabei überhaupt nichts geschrieben, weil auch das Aufschreiben von Reisegedanken nicht ganz ohne Mühe vor sich geht; auf einigen dieser Reisen aber habe ich aufgezeichnet was ich sah, und nachträglich freue ich mich, daß vieles, was sonst im Gedränge späterer Tage versunken sein würde, auf diese Weise zunächst mir selbst erhalten blieb. Wieviel Wert es für andere Leute hat, muß sich jetzt zeigen, wo meine Sonnenfahrten gesammelt erscheinen. Als sie einzeln in „Hilfe“ und „Zeit“ gedruckt wurden, hat es mir mancher gedankt, daß ich ihm sein eigenes Reisen reicher gemacht hätte, weil er bei mir gefunden habe, was alles in der weiten Welt zu suchen sei. Ich habe gerade solchen Dank immer gern angenommen, weil ich mich noch recht gut erinnere, wie ich selbst in jüngeren Jahren nicht immer gewußt habe, was ich eigentlich draußen im Auslande sehen und suchen sollte. Auch für die Mannigfaltigkeit der Dinge, die uns locken, muß man sich selbst ein wenig erziehen, wenn man in ihr nicht gar zu sehr verloren sein will. Natürlich aber gibt es dafür keine allgemeine Regel, denn jeder Einzelmensch reist anders, je nach seinen von zu Hause mitgebrachten Interessen und Fragen. Einige reisen nur um der Natur willen,

andere fast nur als Kunstfucher, noch andere als Volkswirtschaftler und Politiker. Ich will gern mich einem jeden von ihnen anschließen, aber keinem von ihnen allein. Einige Orte in der Welt werden unmittelbar verstanden, andere bedürfen der geschichtlichen Beleuchtung, alle aber haben dem etwas zu sagen, der ein Ohr mitbringt, sie zu hören. Man muß geduldig reisen, sich selbst nicht zu etwas zwingend, dankbar von Tage zu Tage der Dinge gewärtig, die sich von selber öffnen. Das ist Erholung. Dazu aber gehört die Sonne Italiens und Nordafrikas, die herrliche und doch so trauliche Begleiterin auf einsamen Wegen und auf spritzenden Wogen. Ihr möchte ich immer von neuem ein Lied weihen und deshalb auch nenne ich diese meine fröhlichen Wanderungen ihr zu Ehren Sonnenfahrten und hoffe, daß sie manchem alten und neuen Freunde der weiten Welt gefallen mögen.

Schöneberg, im Mai 1909.

Fr. Naumann.

Zur neuen Ausgabe.

Von allen meinen Büchern hat mir diese kleine Sammlung die meisten freundlichen Grüße eingetragen, denn wer mit ihr in Afrika, Frankreich, Italien oder Ungarn war, schrieb mir von dort leicht eine schöne bunte Karte. Für mich waren solche Sendungen Erinnerungen an früheres Erleben und zugleich Erweise, daß andere gern denselben Spuren folgen.

Wenn nun jetzt eine neue Ausgabe nötig wird, so ist es recht und billig, einige neue Reiseberichte zu den alten hinzuzufügen. Ich war inzwischen an mancherlei Orten, habe aber meist nichts geschrieben, weil meine Reisen im Drange

des Lebens kürzer und knapper werden. So habe ich leider nichts von Korsika übrig behalten als meine eigenen inneren Bilder von der napoleonischen Insel. Was ich aber neu zu bieten habe, sind Aufsätze aus Südfrankreich und aus London. Ob zwar die letzteren ganz unter die Überschrift „Sonnenfahrten“ passen, kann zweifelhaft bleiben, doch mögen sie als Zusatz auch ohne Sonne geduldet sein. Eine eigentliche Sonnenfahrt aber war der Aufstieg mit dem Grafen Zeppelin.

Diese jetzt vorliegende neue Ausgabe der Sonnenfahrten ist der erste Band meiner Bücher, der im Verlage von Georg Reimer erscheint. Ich grüße auch an dieser Stelle den neuen Verleger, wie man den Kapitän eines Schiffes begrüßt, auf das man mit Vertrauen steigt. Möge die Fahrt glücklich sein!

Die Sonne aber soll allen Lesern scheinen, zu Haus und in der Fremde!

Fr. Waumann.

In der Bretagne 1907.

Von Jersey nach St. Malo.

Ob es gut ist, seekrank zu sein, scheint eine recht überflüssige Frage, aber so ist es in der Welt eingerichtet, daß selbst die überflüssigsten Fragen irgendwann sich melden. Ich schlief nämlich auf der Fahrt von St. Hélier auf Jersey nach St. Malo unten im Schiff und befand mich dabei sehr wohl, denn oben war alles naß und windig, hier unten aber war es warm und behaglich, und man wurde vom Schiff gewiegt wie in den schönsten Kinderjahren. Da aber begann mein Nachbar diese Behaglichkeit nicht mehr zu vertragen. Ob er ein Eingeborener von Jersey war oder ein richtiger Engländer oder ein Franzose, konnte ich im Halbdunkel der Tiefe nicht feststellen, zumal da er keine Zeit hatte, zu sprechen, und nur ganz internationale Seufzer von sich gab. Weil er aber seekrank war, konnte er unten bleiben, ich aber hätte werden müssen wie er, wenn ich bei ihm bleiben wollte. So trieb mich sein Ungemach in Wind und Wetter. Ich knöpfte den Mantel zu, so gut es ging und stellte mich oben an eine Wand, die einigermassen trocken ausah. Da standen vier oder fünf Engländer, von denen einer ein Gesicht hatte, als sei er schon durch viele Stürme des Geistes und des Meeres hindurchgefahren. Wenn ich mit ihm hätte reden können, wäre es mir sicher wertvoll gewesen, aber erstens spreche ich nicht Englisch und zweitens hatte der alte Landsmann Carlyles sehr viel damit zu tun, sich auf seinen Füßen zu erhalten, war also sicher überhaupt nicht zu sprechen. Und was soll man auch sprechen, wenn alles rutscht und gleitet, und wenn da und dort Opfer

an der Brüstung dargebracht werden? Der Mensch hat gar nichts zu sagen, wenn ihn die Natur in ihre Schule nimmt. Ist es nicht schön, so im Wetter zu stehen? Erst fürchtet man sich ein wenig davor, dann aber ist es ein Genuß wie Reiten oder Bergsteigen. Man ist gezwungen, jede Bewegung des Schiffskörpers mitzumachen. Das Auge sieht die nächste Welle kommen. Sie steigt uns entgegen und überschlägt sich in weißem Schaum. Damit sinkt sie zur Tiefe, ehe wir an sie herankommen, und es bleibt uns nichts übrig, als mit ihr uns zu beugen, bis alles links unten zu verschwinden scheint. Der Mast steht gefährlich schief über unseren Köpfen, als müßte er einen Augenblick überlegen, wie es ihm zumute sei, dann aber rafft er sich auf, wir heben uns, wir kommen wieder herauf, wir schwanken sogar ein Stück nach rechts. Dieses Wiederaufsteigen aus der Wellentiefe ist der schönste Augenblick einer bewegten Seefahrt. Um feinetwillen ist man einverstanden, wenn es bergab geht. Nur muß man sich gut festhalten, denn was ist ein Mensch bei einer solchen Bewegung? Alle Muskeln müssen helfen. Es ist eine Freude, die elastischen Bewegungen der jungen Engländer zu sehen. Mein alter Nachbar hat dieselbe Freude. Wir sehen die jungen Leute sich mitten im Schwanken frei bewegen, dann sehen wir uns gegenseitig an und verstehen uns ohne Kenntnis unserer Sprachen. Sein Auge erzählt, daß er auch einmal so gewesen ist. In welchen Stürmen aber müssen einst die alten Engländer hier gefahren sein, als sie jahrhundertlang um die Küste kämpften, der wir entgagentreiben. Für uns ist die Fahrt von Jersey nach St. Malo selbst bei bewegter See nur eine Sache von drei Stunden, aber einst war jede Seefahrt lang, und unsicher war es, wohin die Stürme den Schiffsmann warfen. Was einst Lebensnot war, ist jetzt Pläsier geworden, allerdings ein Pläsier, bei dem man gut bei Kräften sein muß.

Je näher wir aber dem Lande kommen, desto ruhiger wird die See. Der nasse Nebel wird dünner und läßt graue

Umriffe erkennen, theils Klippen, theils Festungsbauten, denn England und Frankreich sind zwischen Jersey und St. Malo tüchtig gerüstet. Drüben auf der englischen Insel sah ich gestern die starken Mauern, die seit den napoleonischen Zeiten in Frieden liegen, aber stets kriegsbereit gehalten werden, und heute tauchen die Gegenfestungen der Franzosen aus der grauen Masse auf. Ob man sich später einmal diese Grenzwälle wird ersparen können? Jetzt sind sie offenbar noch nötig, so nötig wie einstmals die Stadtmauern von Granville oder Avranches oder sonst einer Stadt, die ich in voriger Woche gesehen habe. Alles hat hier früher in Waffen gestarrt, auch der Berg des heiligen Michael mitten im Meer. Wenn es heute hell wäre, würde man ihn sehen können, dann würde sich auch der oft beschriebene Zauber der Küste von Dinard bis St. Brieuç besser enthüllen. Immerhin kann man den breiten Hafen zwischen St. Malo und Dinard gut übersehen, hier eine burgartige Stadt und drüben ein Abhang voll Gärten und Villen.

Diese alte Stadt hat ihren Namen von einem streitbaren Bischof des 14. oder 15. Jahrhunderts. Die Bewohner scheinen eine Art frommer Seeräuber gewesen zu sein, aber vielleicht waren sie auch nur tapfere Kaufleute wie unsere Hanseaten. Die Engländer haben dieses steinerne Nest verschiedene Male belagert und beschossen, aber, soviel ich weiß, nach dem Jahre 1400 nicht wieder erobert. Die Stadt wollte französisch sein. Sie versuchte es zwar 1590, sich als selbständige Republik zu erklären, aber diese Freude war von kurzer Dauer. Frankreich hielt das schwer erkämpfte Gebiet fest, und daß es dabei den Kaufleuten von St. Malo nicht ganz schlecht ging, sieht man daraus, daß sie in stande waren, dem Sonnenkönig Ludwig XIV. 30 Millionen zu borgen. Der ganze Ort ist noch heute von hohen Mauern umgeben, deren einige vom Meister des Festungsbaues Dauban stammen.

Un diesen Mauern hin fährt das Schiff, bis es seinen Landeplatz findet. Die Gepäckträger stürmen die Treppe

hinab; ein Mensch hat meinen Koffer und meine Tasche, ich folge ihm und stehe vor dem Tische des französischen Zollbeamten. Als wir von Frankreich zur englischen Insel Jersey fahren, hat uns niemand gezöllnert, denn England braucht das nicht. Es regelt seine Finanzen ohne solche Kleinbürgerlichkeiten. Die Franzosen aber sind die geborenen Zöllner, viel mehr noch als wir Deutschen. Alle Staatsgelder sollen möglichst indirekt aufgebracht werden. Eine direkte Steuer erscheint dem normalen Franzosen als ein Eingriff in die Naturgesetze des Wirtschaftslebens, aber Zoll, Auflage, Oktroi sind in diesem Lande von alters her gangbar. Und oft müssen die kleinsten Dinge den Staat erhalten helfen. Man muß seine ausländischen Streichhölzer verstecken, darf aber 25 Zigarren zeigen. Ich verteilte also meine Schachteln schwedische Zündhölzer, die ich mir im Elsaß hatte schenken lassen, auf die verschiedenen Taschen und gab offen an, daß ich 24 Zigarren besaß. Es waren gute Holländer-Zigarren, die man auf Jersey billig kauft. Der Beamte ließ die kleine Kiste aufbrechen und zählte die einzelnen Zigarren. So brav arbeitet die Pedanterie im Zöllnertum!

Aber wohin nun in allem Regen? Natürlich hatte ich mir die Liste der Gasthöfe im französischen Führer (Guide Conty) angesehen, aber was besagen diese Anzeigen? Das dunkle Gefühl im Innern des Menschen träumte von einem Orte, wo es hell und warm ist. Jetzt hätte ich nichts haben mögen als ein Zimmer, das nicht grau und düster wäre. Aber — mein Schicksal führte mich gerade in einen echt französischen Gasthof: alte, gute und schwere Möbel, ein Bett wie eine Festung aus Mahagoni, einen Spiegel, als ob ich mich für einen Ball anziehen sollte, aber dabei dunkle Fenstervorhänge in enger Straße und keine andere Beleuchtung auf dem Zimmer als eine Kerze oder, wenn ich sie wünschte, ein Lampe. Das letztere tat ich nicht, denn ich kenne diese Lampen. Es scheint mir darin die „alte Kultur“ der Franzosen sich zu beurkunden. Schon sonst und bei

anderen Gelegenheiten fand ich dieselbe Zusammensetzung von älterer Vortrefflichkeit und neuerer Unentwickeltheit. Das trifft selbstverständlich für alle Räume, die unter dem Einflusse der Engländer stehen, nicht zu, denn diese zähe Nation erzwingt sich ihre eigenen Einrichtungen und Sitten in der Bretagne ebenso wie überall sonst in der Welt, aber es trifft wohl fast überall dort, wo der Franzose sich selbst überlassen ist und seinem feinen und — konservativen Geiste folgen kann. Und wo ist er schließlich konservativer als gerade hier in diesen Gegenden, aus denen die Romantik des Mittelalters immer von neuem auferstanden ist?

Auf dem Berge St. Michel.

Schon öfter habe ich Bilder des Mont St. Michel gesehen, denn die französischen Maler lieben den Felsen im Meer mit seinen Zinnen und Spitzen und mit seinem ganzen vielgestaltigen Aufbau; aber diese Bilder haben keinen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, weil das Wort „Berg des heiligen Michael“ für mich keinen besonderen Inhalt hatte. Inzwischen bin ich nun dort gewesen, und das ändert die Sache, denn nun sehe ich nicht bloß eine Menge Dächer und Türme sich von Meer und Himmel abheben, sondern kenne ein Stück Geschichte dieses tausendjährigen Wallfahrtsortes und bin durch seine Gräfte und Hallen gewandelt und habe von seiner Höhe aus das Meer kommen und gehen sehen. Der Berg nämlich liegt, wie wir sagen würden, mitten im Watt. Er konnte von alters her während der Ebbe zu Fuß und Pferd erreicht werden, während ihn die Flut zur Insel macht. Jetzt freilich hat man einen Damm mit Eisenbahn gebaut, eine Störung des Heiligtums, falls von einem solchen unter französischer Staatsverwaltung noch geredet werden kann.

Leider weiß ich nicht, wieviel man von dem glauben soll, was hier in kleinen und großen Beschreibungen zu

lesen ist. Ich erzähle also ohne Kritik: Es war etwa um das Jahr 700, als der Erzengel Michael in Italien auf dem Monte Gargano erschien, jenem starken Bergblock bei Sorretto. Er scheint Berge im Meere zu bevorzugen, denn bald darauf, im Jahre 708, sah ihn der Bischof von Avanches, der heilige Aubert, hier auf dem Felsen. Ein Priester, den ich deshalb befragte, machte mich aufmerksam, daß auch Hamburg, als Burg am Wasser, seine Michaelskirche hat. Der Erzengel also verlangt sein Heiligtum. Nun aber kommt erst das Merkwürdige. Damals nämlich war die Fläche um den Berg herum noch Wald. Im Jahre 709 versank aber der Wald, und der Michaelsberg allein blieb übrig. Welcher Schriftsteller dieses Versinken berichtet, weiß ich nicht, denn der Priester, mit dem ich sprach, weiß es auch nicht. Er sagte, es sei durch ein Erdbeben geschehen. Möglich ist es, denn auch wir haben ja von der Nordseeküste ähnliche Geschiehten. Als nun der granitene Stein allein in die Höhe ragte, wurde seine Spitze mit der Kapelle des heiligen Michael gekrönt. Diese Kapelle aber wurde der Ausgangspunkt von Bauten, deren Umfang zwar den der Gebäude von Assisi nicht erreicht, die aber doch an jenen Kranz von Mauern erinnern, mit denen im Laufe der Zeit das Grab des heiligen Franz umgeben wurde. Hier wie dort ist Gotik auf sehr massiven Unterbauten in die Luft hineingeschoben. Als Bauwerk ist die Abtei von St. Michel viel umfassender als die Wartburg, aber es fehlt ihr das, was in Assisi und auf der Wartburg erst das eigentliche Leben gibt, nämlich die Erinnerung an unvergängliche Persönlichkeiten. Am Eingang des Klosters sind fast alle Steinbildwerke zerstoßen, die eine Mutter Maria oder ein Jesuskind darstellten. Und was für feine, zarte Steinarbeit war es, die man hier zerbrach! Die Entweihung war Prinzip geworden. Man kann hier sehen, wie geschichtslos der Fortschritt arbeitet, wenn er vorher mit Gewalt gehemmt wurde. Und (Ironie der Geschichte!) in dasselbe Gefängnis, das die Revolution herstellte,

um die Priester zu ärgern, wurden zwei Menschenalter später die Revolutionäre geschickt. Hier saß Blanqui, der Vertreter des reinen Revolutionarismus. Von hier haben sich politische Gefangene aus Verzweiflung an den Wänden hinabgestürzt. Man zeigt die Stellen, wo sie stürzten. Und das alles liegt nun dahinten, alles von der Erscheinung des Erzengels bis zum Absturz des letzten Gefangenen, und heute ist der Berg eine Art Nationalmuseum geworden. Die Abtei gehört dem Staat und nicht der Kirche. Der Staat läßt sie vom Ministerium der schönen Künste verwalten und läßt die alten Formen wiederherstellen ohne den alten Geist. Die Priester besitzen eine kleine Kirche unten am Fuße des Berges, oben aber werden Kirchenhallen und Ordenssäle kostbar repariert, damit sie dem Publikum gezeigt werden können. Müßte nicht selbst ein ganz weltlicher Staat diesen Berg den Priestern ausliefern, weil schlechterdings die Wiederherstellung mittelalterlicher Gotik ohne Gesang und Messe eine Halbheit ist, die niemanden freut?

Die Erneuerungsbauten an sich, sobald man von ihrer Religionslosigkeit absieht, sind voll Verstand. Hier kann man Gotik studieren. Einzelne Stellen sind geradezu bewundernswert. Das Hinterland der gotischen Normandie und Bretagne ist sehr geeignet, den Sinn für Gotik zu verfeinern. Es scheint mir, daß wir in Deutschland nichts Ähnliches besitzen. Die Burg in Meissen kann verglichen werden, ist aber viel kleiner und einförmiger. Der Saal der Ritter ist 26 Meter lang, der Saal der Gäste 35 Meter, beide aber sind nur Teile eines großen, herrlichen Gebäudes, dessen hohe Steinfenster weit hinausschauen auf Meer, Sand und Land. Unter diesen Fenstern, auf der Steintreppe, muß man sitzen, wenn man das Meer will kommen sehen.

Das Meer kommt! Das verschwundene Meer kommt wieder! Die unübersehbare Fläche sandig-nassen Landes wird wieder Wasserpiegel. Seht ihr, wie es dahinten schießt und rauscht! Es frißt das Land. Erst schiebt es nasse Arme vor

sich her, und dann verschlingt es den Zwischenraum. Die Fischer, die mit Stangen im Sande waten, fliehen zum Berge. Hört ihr die Brandung? Jetzt sind die Klippen erreicht! Jetzt wirft es sich an die Mauern! Es spricht zur Höhe. Wie die Wälle verschwinden! Das Meer kommt, die Sonne geht unter, der Mond geht auf, und silbernes Licht umgibt den Berg des heiligen Michel.

Am Strande der Bretagne.

Werde ich heute ein Bad nehmen oder nicht? Es ist so kalt! Ich hatte mir die Küste der Bretagne etwas sonniger vorgestellt. Aber weshalb komme ich auch im Juni, jetzt, wo noch alles geschlossen ist? Jetzt verlohnt es sich für die Sonne wahrhaftig nicht, ihren Glanz über St. Malo und Paramé auszugießen, denn von Paris ist noch niemand hier, und die wenigen Engländer und Engländerinnen, die es jetzt schon gibt, befinden sich auch ohne Sonne ganz wohl. Diejenigen Engländerinnen wenigstens, denen ich beim Mittagessen gegenüberzusitzen pflege, haben jeden Morgen ihr Bad genommen, mag der Himmel auch noch so vervolkt und verwogen ausschauen. Es sind zwei Schwestern, die offenbar in der Welt nicht mehr sehr viel zu tun haben, und die ihren Sonntag dem Dienste Gottes, ihre Wochentage aber der Abhärtung ihres Körpers widmen. Diese zwei tapferen Gestalten also haben heute schon ihr siebentes Bad in Paramé genommen, ich aber stehe erst beim vierten. Was bleibt mir übrig, als in mein Zimmer zu gehen und dort den Badeanzug anzuziehen? Denn hier geht man vom Zimmer aus ins Meer. Man wickelt sich in seinen Mantel und eilt vergnügt oder scheu an seiner Umgebung vorbei, steigt die steinernen Stufen hinauf, wirft den Mantel auf den Sand und marschirt der Flut entgegen.

Vorn sind die kleinen Wellen. Diese haben nichts zu bedeuten. Das sind die Wellen für die Kinder, die im Juli

kommen sollen. Aber hinter der ersten Wellenlage kommt die zweite. Diese ist bei bewegter See schon ernsthafter. In ihr läßt man sich umschäumen und hin- und herwerfen. Jede einzelne Welle wird mit Verstand erwartet. Erst kommt eine kleinere Woge, dann eine größere, dann kommt der Wellenberg selber, und zuletzt kommt eine Welle, die schon in weißen Gischt zerfließt, ehe sie bis zu uns gelangt. Hinter ihr ist eine kleine Pause, und nachher beginnt das Spiel von neuem. Daß das Wasser kalt ist, weiß man, aber man fühlt es fast gar nicht, weil der Trubel und die Bewegung alle Kräfte in Anspruch nehmen. Salzwasser in den Augen? Das schadet nichts! Salzwasser bis in den Mund? Auch daran wirst du nicht sterben. Es ist zwar sehr salzig und bitter hier, aber köstlich durchsichtig, grün schimmernd, ein nasser Wurf vom Ozean.

* * *

Was macht man eigentlich abends? Irgendwelche künstliche Unterhaltung gibt es um diese Jahreszeit noch nicht. Das Kasino ist verschlossen wie im tiefsten Winter. Eines Abends ließ ich mir im Salon unsrer Pension die Lampe anstecken, um zu schreiben, — ein merkwürdiges Vergnügen! Als Hängelampe war sie ganz schön, aber zu dunkel, als Stehlampe genügte sie zur Not, aber doch nur so, wie wenn mein Vater erzählte, bei welcher Beleuchtung er in seiner Jugend hatte arbeiten müssen. Es blieb also nichts übrig, als durch die Gartenpforte ins Dorf zu gehen, dort einige Zigarren und eine Zeitung zu kaufen und ein Café zu suchen, in dem man lesen kann. Die feinen Wirtschaften sind noch nicht offen, also gilt es, die hellste der gewöhnlichen Trinkstuben ausfindig zu machen. Dort lese ich den „Matin“, der hier überall sehr verbreitet ist, den „Petit Parisien“ oder ein Lokalblatt katholischer Richtung. Es ist für den politischen Menschen sehr interessant, eine Zeitlang die Welt nur durch

ausländische Zeitungen zu betrachten. Wie weit liegt hier alles das, was uns täglich beschäftigt! Von Berlin lese ich fast nur, was sich auf die Tafelrunde Wilhelms II. bezieht. Alles andere interessiert die Franzosen wenig. Aber Frankreich selbst ist voll von politischen Interessen: Streik der Hafenarbeiter, Besuch des Königs von Norwegen, Friedenskonferenz, Einführung der Kapitalrentensteuer und vor allem und über alles die Bewegung der Weinbauern im französischen Süden. Wenn die andern Gäste der Trinkstube sich politisch unterhalten, was nicht oft der Fall ist, so hört man immer wieder die Worte: Weinverfälschung, Zucker, Deklaration. Man ist hier nicht besonders regierungsfreundlich, aber von direkter Teilnahme an der Unruhe des Südens ist keine Spur. Überhaupt will mir scheinen, als überschätzten wir in Deutschland das politische Interesse der Franzosen, die in der Provinz leben. Sie sind den Pariser Rednern und Literaten gegenüber viel hilfloser als unsere Provinzbewohner gegenüber Berlin. Bei uns gibt es fast überall eine beachtenswerte und selbständige Provinzialpresse, hier aber beherrschen die billigen Pariser Blätter das ganze Land und machen es politisch müde. Nur starke Augenblicksbewegungen, wie etwa der Streit um den Besitz der Kirchen oder wie jetzt die Weinbauerbewegung können diese Müdigkeit überwinden. Was man liest, sind die Mordtaten, Ehebrüche, Unglücksfälle. Von ihnen wird hier noch viel mehr berichtet als bei uns.

* * *

Das Land ist fabelhaft fruchtbar. Schon auf der Insel Jersey sah ich die Fülle der Wagen, in denen neue Kartoffeln an die Schiffe gebracht wurden. Ein hoher Wagen nach dem anderen, teils von den Bauern gefahren und teils von ihren Frauen und Töchtern. Der weibliche Fuhrmann ist ja überhaupt in Frankreich nichts Ungewohntes, auch wenn man von den weiblichen Droschkenkutschern absieht, die neuerdings

den Pariser Witzblättern soviel Stoff zum Gelächter geben. Diese Frauen auf dem Bod des zweirädrigen Kartoffelwagens sind kein Stoff für fliegende Blätter. Man sieht ihnen die Ernsthaftigkeit der Arbeit an, wie denn überhaupt der Menschenschlag hier am Meere nichts Leichtes und flatterhaftes an sich hat. Eher könnte man sagen, es sei etwas Düsteres und Verträumtes in den Gesichtern. Die Frauen vom Lande tragen meist noch ihre alte schwarze Tracht. Schwarz sind die Priester, die Frauen und die Pferde. So wenigstens ist es die alte Landessitte. Gern möchte ich wissen, ob im Mittelalter alle Frauen des einfachen Volkes schwarz gekleidet waren. Ich habe dieselben schwarzen Gestalten in Tirol und in Dalmatien gesehen. Sind sie etwa ein Rest einer früher gemeinsamen Tracht? Hier freilich wird das Schwarz meist durch eine nette weiße Haube gemildert, eine Haube, die so kleidsam ist, daß selbst die Töchter des Landes, die sich vom Schwarz losgesagt haben, sie nicht verachten.

Es ist aber nicht die Frau, von der ich reden will, sondern der Acker. Beide freilich gehören hier noch mehr zusammen als sonst, da der Ackerbau vielfach in Gartenbau übergeht, und da ein Teil der Männer als Seeleute abwesend sind. Die Islandsfahrer, von denen Pierre Loti erzählt, stammen nicht weit von hier, und auch sonst ergänzt sich die französische Seefahrt beständig aus der Normandie und Bretagne. Die Frauen also haben vielfach Hacke und Sense in der Hand, besonders aber auch den Spaten.

Ich ging vor einigen Tagen von Paramé nach Cancalle, einen Landweg von etwa 12 Kilometern. Was habe ich da an blühender, kleiner Landwirtschaft gesehen! Überall, wo nur irgend etwas wachsen kann, sproßt es und treibt es. Meist stehen Apfelbäume im Felde, ohne daß der Schatten wesentlich zu schaden scheint. Unten auf dem Boden wächst das Eisen und oben in den Zweigen das Trinken, denn diese Apfelbäume liefern den Eider. Die Wohnungen der Landleute sind von festem, hartem Gestein, oft mit gewissem Schmuck, aber meist

klein und arm an Fenstern. Die Zeit, in der Frankreich eine Fenstersteuer gehabt hat, wirkt scheinbar immer noch nach. Oft hat man steinerne Mauern um die Gärten, ein Zeichen, daß von alters her das Holz knapp war im Lande, denn dort, wo man Holz hat, zimmert man Stakete. Eigentlichen Wald habe ich in diesen Gegenden kaum gesehen. Der Boden ist dafür zu gut.

* * *

Als ich aber nach der kleinen Fischerstadt Cancale gekommen war, lernte ich die zweite Seite dieser schönen Fruchtbarkeit kennen. Es war gerade Markttag, und die Landwirte saßen um den Tisch im Gasthose am Platz der Republik. Wir aßen ein Frühstück zum Preise von zwei Franken. Dafür bekamen wir der Reihe nach: Krabben, Austern, gebratene Fische, Schweinsbraten mit neuen Kartoffeln, Schoten, Hühnerbeine mit Salat, Reispudding, Käse, Kirschen. Man sieht, daß die Bretagne ihre Leute zu ernähren versteht. Überhaupt kann man hier sehr billig existieren, sobald man der eigentlichen Fremdenstraße entrinnt. Nur die Reise selbst ist lang und teuer, der Aufenthalt aber ist mindestens so billig oder noch billiger als in Schleswig-Holstein oder Mecklenburg. Ich muß überhaupt immer an Schleswig-Holstein denken. Vieles einzelne ist anders, aber der Grundcharakter von Land und Leute ist ähnlich. Der behäbige Herr, der mir gegenüber sitzt, hätte nur etwas größer wachsen müssen, um als Marschbauer gelten zu dürfen. Er läßt sich zweimal Austern geben, was hier im Lande der Austernbänke nichts Besonderes ist, und vollendet überhaupt seine Mahlzeit mit Ruhe und Sachverständnis. Gegen Ende des Essens fragt er seinen Nachbar, ob er mit nach oben ginge, Kaffee zu trinken. Als der Nachbar noch nicht will, sagt er: es wird oben gespielt. Der andere horcht auf und sagt: nicht zu teuer? Die Antwort: nicht zu teuer, zu einem Franken! So gingen also

die beiden nach oben, ich aber besah die Kirche, den Hafen, die Austerbänke und was sonst noch dort zu sehen ist.

* * *

Das Meer hört doch nicht auf, das Auge zu beschäftigen! Bisweilen denkt man, es sei langweilig, immer das Meer sehen zu müssen; aber das ist nichts anderes als die notwendige Ermüdung des Interesses, die bei allen starken Eindrücken sich einstellt. Auch das Anschauen der Berge wird von einem gewissen Augenblick an peinlich, und niemand kann ein großes Menschenwerk in sich aufnehmen, der nicht gelegentlich darüber seufzt. Dazu kommt, daß das Meer mit seiner Unruhe stärkere Anforderungen an das Auge dessen stellt, der nicht mit ihm aufgewachsen ist. Man weiß es nicht, aber es ist ein dunkles Gefühl dafür vorhanden, daß das Spiel der Wellen den Apparat der Empfindungsnerven lebhaft in Arbeit hält. Möglicherweise beruht ein Teil der geistigen Erfrischung des Meeraufenthaltes auf dieser unbewußten Arbeit.

Es ist völlig zweierlei, über das Meer nachzudenken und sich seinem unmittelbaren Eindruck hinzugeben. Das Nachdenken ist endlos, aber die unmittelbare Wirkung ist ebenso endlos. Welche Menge von Gedanken weckt allein die Entstehung der Wellen! Man steht am Ufer und betrachtet, wann, wo und unter welchen Umständen Wellen entstehen. Das Wasser kommt heran und rollt wieder zurück. Bis wohin rollt es zurück? Wo wird es von der neuen Welle aufgegriffen? Ist die Welle der Zusammenstoß von vorwärtsdrängenden und rückwärtsgleitenden Fluten? Ich sehe die vorderste Reihe weißen Schaumes. Wann bricht sich der Kamm? In welchem Verhältnis steht dieses Brechen des Wellenkammes zur Höhe der vorhergehenden Welle? Und vor allem, woher kommt die Menge neuen Wassers, die in der Flut sich heranschiebt? War sie vorher irgendwo da draußen, wo grau und blau die Masse des Wassers im

Winde zittert? Das Problem von Ebbe und Flut ist nirgends so dringlich, wie hier in der Bretagne. Weshalb hat das Mittelländische Meer keinen Wechsel der Gezeiten? Aber das Adriatische Meer hat einen Wechsel, wenn auch keinen sehr großen! Der Mond allein erklärt diese Verschiedenheiten nicht, denn der Mond ist überall. Man möchte Naturforscher sein, wenn man am Strande weilt.

Und dazu die Farben! Hier hört alles verständige Denken auf. Weshalb und wie sich Blau, Grau und Grün mischen, ist Geheimnis des Augenblicks, der schon wieder vertauscht ist, wenn man ihn fassen will. Man hat Wellen photographiert. Bald wird man sie in Farben photographieren können. Ob wir aber dann tiefer in die Farbenlehre des Ozeans eindringen werden, ist zweifelhaft. Es bleibt in aller Natur etwas Wunderbares, und es wird so bleiben. Die Tiefe der Dinge ist unenthüllbar, trotz aller menschlichen Findigkeit. Das ist die Grenze der Aufklärung. Vor reichlich hundert Jahren hielt man es für leichter, alles zu verstehen, als wir es heute halten. Der schöne Traum, die ganze Welt entschleiern zu können, hat viel dazu beigetragen, die Studien zu beflügeln, aber eben diese Studien enden damit, daß wir vor hundert Rätseln stehen. Diese Ironie, die in den Dingen liegt, daß sie immer verworrener werden, je tiefer man sie durchschaut, ist für mich eine Art Beweis der Gottheit, die es liebt, sich zu offenbaren, indem sie sich entfernt.

Französische Gotik.

Hier in der Bretagne und in der Normandie ist die gotische Bauweise zu Hause. Ich kenne die Einzelheiten der mittelalterlichen Kunstgeschichte nicht genau genug, um sagen zu können, ob hier die allerersten gotischen Bauwerke entstanden sind, oder ob sie in Paris und Rheims zu suchen sind oder in Flandern; auch habe ich die von den Kunsthistorikern nicht gebilligte Vermutung, daß die erste Gotik